

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 4 (1914)

**Heft:** 47

**Artikel:** Die Wirtin zur Traube [Fortsetzung]

**Autor:** Wenger, Lisa

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643396>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 — 1914 || Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst || den 21. November

## Ganz eingerahmt.

Von A. Christen.

Ganz eingerahmt in weichen Staub  
Sind heute uns're Scheiben,  
Ich sehe durch die Lücken kaum  
Das wirre Stöckentreiben.

Der Turm hat seine Müze auf,  
Schneeweiss, und Edelsteine  
Umgliatern ihn bis an den Knauf  
Im Wintersonnenscheine.

So guckt er freundlich aus der Fern  
In unser Nest, das warme,  
Als freute auch den alten Herrn  
Das Kind in deinem Arme.

## Die Wirtin zur Traube.

Novelle von Lisa Wenger.

2

II.

Die Wirtin zur Traube, Jakob Nyfflinger und Alexander waren alle drei zehn Jahre älter geworden.

Dem Jakob glänzte das Haar schneeweiss überschneit, und Rheumatismus war ihm in die Knochen gefahren und hatte seine Finger gekrümmmt, so daß sie, was sie besaßen, noch fester hielten als früher.

Auch Dorothees volles Haar war weiß. Sie war „kumplett“ geworden, wie sie sagte. Die Fenster zitterten wenn sie durch die Stube schritt, und zu ihren schönen Appenzeller Schürzen brauchte sie ein beträchtliches Stück hellblauer, grüngelber oder brauner Seide. Den Sonntagsrock am Abend in die unzähligen schmalen Falten zu legen, so wie es sich gehörte, daß er, wenn er wieder gebraucht wurde, auseinander schnellte wie ein Fächer, war ein großes Stück Arbeit.

Aber wo gab es eine schönere alte Frau als sie? Oder eine, deren Lachen so lustige Fältlein zurüdgelassen hatte? Oder eine, der die Herzengüte so aus den Augen strahlte? Im ganzen Appenzeller Land hätte man umsonst nach ihr gesucht.

Wer diese Güte mehr als andere erfahren durfte, war Alexander. Er war kein Xanderli mehr.

Er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Aus dem schüchternen,träumerischen Jungen war bei der guten Kost und der warmen, mütterlichen Liebe, welche die Traubenwirtin ihm gönnte, ein junger Mensch geworden, der wußte, was er wollte, angriff, wo es nötig war und rechte Meisteraugen hatte, die um die Ecken sahen.

Er war dankbar und anhänglich und ging seiner Bas Dorothee, wie er seine Pflegemutter nannte, tüchtig an die Hand.

Als er damals im Wirtshaus eingezogen, hatte sie sich besonnen, wie der Knabe sie rufen solle. Mutter? Beileibe nicht. Ein Kind hat nur eine Mutter. Tante? Das klang so unecht. Frau Dörig? Fremd und kalt. Sie kam zu keinem Ende. Da nannte sie Alexander einmal Bas Dorothee, wie er es von den Verwandten der Wirtin gehört haben möchte. Es gefiel ihr.

Keine böse Stunde hatte der Knabe ihr gemacht. Er war wie ein Bäumlein aufgewachsen, gerade und einfach. Je runder seine Baden wurden, um so heimischer fühlte er sich in der „Traube“, und je klarer und lebhafter seine Augen in die Welt sahen, um so mehr verlor er seine Schüchternheit.

Als er aus der Schule kam, nahmen sich schon die Knechte vor ihm in acht, denn er hatte ein wachsames Auge auf den Besitz seiner Pflegemutter.

Später, als er älter wurde, überließ sie ihm eines nach dem andern. Nur die Verwaltung ihres Vermögens bekam er nicht in die Hände.

Postausend! Damit hätte man dem Jakob kommen sollen. So ein unreifes Büschlein, und der Dorothee Geld verwalten. Oha! Solange er lebte und auf drei zählen konnte, gab er dieses Amt nicht aus den Händen. In Geldsachen war die Traubenwirtin ein Kind und sähe längst am Bettelstab, wenn er ihre Sache nicht zusammengehalten hätte.

Wollte die Dorothee ehrlich sein, so mußte sie zugeben, daß das zu ihrem Vorteil geschah, denn die Verwandtschaft

ihres seligen Mannes hatte ihr seit seinem Todestag keine Ruhe gelassen und hing an ihr wie die Blutegel. Sogar mit Jakobs Hilfe konnte sie sich ihrer kaum erwehren.

Sie verbitterten der armen Witwe das Leben, und manche Nacht sah sie im Traum ihren ganzen Verwandtenkreis einen Höllenreigen um ihr Bett aufführen. Das war ihr verleidet.

Eines Morgens, nachdem sie ihren Wed nachdenklich in den Kaffee getaucht und das Wochenblättlein, gegen ihre Gewohnheit, nicht einmal angesehen hatte, raffte sie sich zu einem Entschluß auf, den sie schon längere Zeit auszuführen sich vorgenommen hatte.

Sie band sich ein Transentuch um und ging mit wuchtigen Schritten hinüber zu Jakob Nyfflinger, der vor seinem Schuppen saß und seine Sense dengelte.

Als er die Wirtin kommen sah, klopfte und klingelte er weiter, probierte mit dem Beigesinger, ob die Schneide scharf genug sei, und ließ sie eine ganze Weile warten.

„Jakob, komm in das Stüblein, ich habe etwas mit dir zu besprechen“, sagte sie endlich.

„Es wird wieder einer von der Rogenbande etwas von dir wollen?“ murkte er und ging hinter ihr in das Haus.

„Jakob, es muß anders werden. Das Gezänk mit den Verwandten verbittert mir das Leben. Keine Woche lassen sie mich im Frieden. Ich will etwas Endgültiges abmachen, etwas Gesezliches, so einen Zaun zwischen mir und ihnen. Und kurz und gut, ich will den Alexander adoptieren.“

„Adoptiere du ihn allein, ich helfe dir nicht“, sagte kurz Jakob. „Keinen Schritt tue ich in einer so verrückten Sache. Dein schönes Geld dem hergelaufenen Buben?“ Er stodelte zu seinem Lehnstuhl und drückte sich zornig in die Ecke.

„Jakob, jetzt hör einmal auf mich. Lang lebe ich sicher nicht mehr. Wir sterben alle am Schlag, so zwischen sechzig und siebzig. Das kann von einem Tag zum andern kommen. Darum möchte ich das bisschen Leben, das mir noch bleibt, im Frieden genießen. Was hab' ich sonst von dem vielen Geld? Und gar nachher, wenn ich einmal tot bin.“

Jakob drehte die Daumen und sah mit einem verächtlichen Ausdruck an ihr vorbei in die Luft.

„Und wie denfst du dir eine Adoption? Einen Federstrich von dir, und einen von dem Buben, und fertig? O jere! Da gibt's Schreibereien und Formalitäten. Da kannst du auf die Gerichte laufen und von Kreti zu Pleti. Da sind Papiere zu beschaffen und den Behörden zuzusenden, und dann bleiben sie monatelang liegen. Da kannst zehnmal darüber wegsterben, zehnmal. Glaub's nur, Dorothee.“

Erschrocken und kleinlaut sah die Wirtin ihren Ratgeber an.

„Was soll ich denn um Gottes willen machen? Etwa ein Testament? Das wäre auch gut.“

„Mach eins“, sagte fast der Alte. „Ich wehr's dir nicht. Dann ladest du dir die Advokaten auf den Hals und die Notare und kannst sehen, wie du vor ihnen dein Geld hüttest. Sie werden dich schön anzapfen, jesses, ich darf gar nicht daran denken. Und sie mögen es so gut machen, als sie wollen, sie lassen doch irgendwo ein Loch offen,

durch das nachher der Advokat der andern durchschlüpft.“ Die Traubewirtin weinte fast.

„Ich habe gemeint, ich hätte nun endlich etwas gefunden, um Ruhe zu haben. Ich hätte die Verwandten ausbezahlt und den Rest dem Alexander gegeben. Jetzt ist es wieder nichts damit.“ Dorothee war ernstlich erzürnt und legte ihr gutes altes Gesicht in ärgerliche Falten.

„He, der Bube hat es gut genug bei dir“, sagte Jakob.

„Ja, ja, aber ich kann sterben, und dann hat er das Nachsehen.“

Der Alte sah sie an, wie sie so stattlich dasaß mit ihren schönen weißen Haaren und klaren Augen.

„Ah was, sterben“, sagte er ungläubig.

So endete die Unterredung, von der sich die Traubewirtin so viel versprochen hatte.

\* \* \*

Wenige Wochen darauf legte sich Jakob Nyfflinger und stand nicht mehr auf. Er starb, die Hand in der Dorothees.

Der Tod ihres alten Freundes hatte sie gewaltig ergriffen. Er hatte es gut mit ihr gemeint, und nun starb er ihr weg, dicht vor dem Greisenalter, wo sie ihn doch so nötig gehabt hätte.

Die Wirtin zur Traube ging manchen Tag mit rotgeweinten Augen herum und ließ ihr gutes Essen stehen. Jetzt kam es ihr wohl, daß sie den Alexander hatte. Was hätte sie ohne ihn anfangen wollen in dem großen Getriebe? In ihrem Alter!

Die Verwandten hatten kaum gehört, daß der Jakob, welcher der Wirtin Geld gehütet, tot sei, als sie gestürzt kamen. Sie ließen Sturm auf ihre Güte und zugleich auf ihre Kasse. Sie gab und gab, und das Geld schmolz wie Butter an der Sonne.

Dorothee wunderte sich, daß ihr des alten Freundes Geist nicht erscheine, hatte ein schlechtes Gewissen ob ihrer schwäblichen Freigebigkeit, und sah ein, daß es so nicht weitergehen könne. Hätte sie den Alexander beizeiten adoptiert! Jetzt war's zu spät. Es dauerte zu lange, bis alles in Ordnung war. Sie konnte zehnmal darüber sterben.

Da kam ihr einmal, als sie am Fenster in der Sonne saß und strickte, ein Gedanke, von dem es ihr schien, der liebe Gott habe ihn extra vom Himmel fallen lassen.

Ein paar Tage verarbeitete sie ihn, und dann machte sie ihn zur Tat.

Alexander war im Keller und zog mit einem Knecht Wein auf Flaschen, als die dicke Köchin die Tür öffnete und mit ihrer vom ewigen Schmalzbaden heiseren Stimme in die feuchte, dunkle Höhle hinunterrief: „Herr Alexander, Ihr sollet zur Wirtin kommen, sie ist im Stüblein!“

Er band seine Lederschürze ab, gab dem Knecht einen Auftrag, der ihn aus der Versuchung im Keller an die Oberfläche beorderte, und stieg hinauf, verwundert darüber, daß ihn die Bas von einer Arbeit wegsprengte, die Eile hatte.

Er fand sie in der kleinen Stube hinter dem Tanzsaal, feierlich auf einem rotgeblümten Sofa sitzend. Sie sah sonderbar aus, geheimnisvoll, etwas verschämt, als wolle sie ihm ein übergroßes Geschenk machen.

„Xanderli, ich habe dir etwas zu sagen“, begann sie und strich mit der fetten, welken Hand mechanisch über den



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Die Bourbaki-Armee in Verrières.

rot und weiß gewürfelten Teppich. Er schlug die Beine übereinander und sah die Wirtin erwartungsvoll an.

Sie strich jetzt über die gewellten Haare, nestelte an ihren silbernen Ketten und drehte an ihrem Trauring, den sie längst nicht mehr vom Finger ziehen konnte.

„Alexander“, fing sie noch einmal an und wußte nicht recht, wie sie das vorbringen sollte, was sie sagen wollte. „Ich bin jetzt neunundsechzig Jahre alt.“

„Es ist doch heute nicht Euer Geburtstag?“ fragte er verwundert. „Ihr seht übrigens aus wie neunundfünzig, so rüstig und munter wie Ihr seid.“

Aber das Kompliment paßte ihr nicht in den Kram. „Ach was, ich sage das nur, damit du mich gleich von Anfang an recht verstehst. Du kennst mich. Du weißt, wie es mir mit den Verwandten geht, und wie ich ihnen nicht mehr Meister werde, seit der Jakob tot ist.“

Alexander nickte. Wo wollte sie nur hinaus?

„Es ist mir in diesen Tagen der einzige Ausweg eingefallen, wie ich mich ihrer erwehren kann und zugleich dir — und das ist mir ebenso wichtig wie das andere — mein Geld lassen kann, ohne daß sie sich deshalb totschlagen, das Testament angreifen oder dich sonst bis aufs Blut plagen.“ Sie stochte und sah den jungen Menschen fast hilflos an. „Ich habe dir deshalb vorschlagen wollen, Alexander, und dir sagen wollen, daß es das beste wäre, wenn wir uns heirateten.“

Er sah sie mattlos verblüfft an: „Heiraten?“

„Ja, heiraten“, sagte Dorothee resolut und strich sich wieder über die weißen Haare. „Heiraten und nichts anderes.“

Alexander wollte etwas sagen.

„Red' nicht, Xanderli, sag' nichts. Ich will dir alles erklären. Ich bleibe für dich die Bas Dorothee wie bisher, und du bleibst mein Pflegejohann, und ich sorge für dich, wie ich's deiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen habe. Da ändert sich nichts. Aber für dich ändert sich manches zum Guten. Du wirst hier der Herr und hast zu befehlen. Du kannst mir die Verwandten im Zaum halten, und wenn ich sterbe, so gehört dir die ‚Traube‘ von Rechts wegen. Verstehst du, Xander?“

„Ja“, sagte er, noch immer wie vor den Kopf geschlagen, „das wohl.“

„Ich weiß, wovor du Angst hast, du fürchtest dich vor dem Ausgelachtwerden. 's kann sein, daß sie lachen, Xandi, aber lach sie, das Lachen ist bald vorbei, und die ‚Traube‘ bleibt dir, und die ist nicht zu verachten.“ Sie hielt inne, legte die Hände übereinander und sah Alexander an.

Er starnte vor sich hin. Was, er sollte die Traubewirtin heiraten, seine Bas Dorothee? Ja, war das möglich?

Hin und her schossen seine Gedanken. Einmal schien es ihm, als mache ihm die Bas einen ganz närrischen Vorschlag. Dann wieder meinte er, es sei allen genommen und ihm gegeben. Unmöglich war so etwas nicht. Das kam oft vor, daß eine alte Frau einen jungen Mann nahm oder umgekehrt.

Warum sollte es gerade bei ihm nicht möglich sein? Es blieb ja alles, wie es war, nur daß er hier der Wirt würde. Das wäre ein unermögliches Glück für ihn, fast als hätte er das große Los gewonnen. Er würde ja der reichste Mann im Dorf. (Fortsetzung folgt.)

## Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee im Februar 1871.

Die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse und das Herannahen des Winters rufen die Erinnerungen an das tragische Ende der französischen Ostarmee im kalten Winterfeldzuge des Jahres 1870/71 wach.

Ende des Jahres 1870 schon war der Krieg in bedrohliche Nähe der Schweizergrenze gerückt. Am 3. Dezember

begann die Beschießung der Festung Belfort durch die Deutschen. Anfangs Januar fanden die ersten kleinen Gefechte an der Grenze statt, wobei französische Granaten auf Schweizerboden explodierten. Fünf Divisionen, die I., II., VI., VII. und IX., waren gleich zu Anfang des Krieges an die Grenze gestellt worden unter dem Kommando des Generals Hans